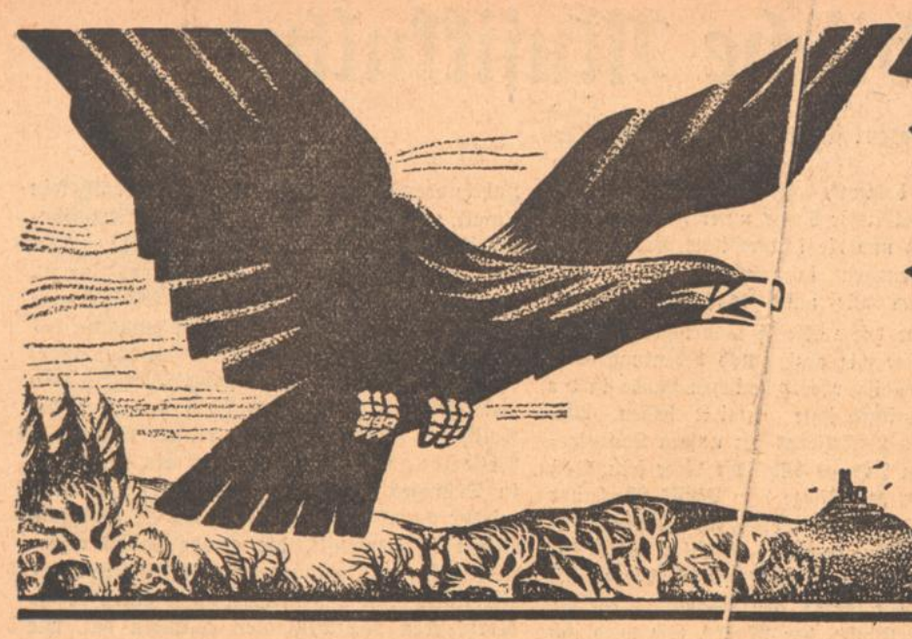
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

3 (21.1.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 3 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 21. Januar 1934

Wo steht der Mensch? / Viele Antworten und doch keine?

(3. Fortsetzung)

„Der nächste Weg zu Dir selbst führt um die Erde herum", schreibt Graf Keyserling als Motto in seinem berühmten „Reisetagebuch eines Philosophen". Dieser merkwürdige Leitsatz legt es mir nahe, einmal einen Weltreisenden darüber zu hören. Ich darf verraten, daß dieser Weltreisende mit endloser Weitschweifigkeit mir über tausend Einzelheiten seiner Fahrt um die Erde berichtete, Einzelheiten, die sehr interessant und auch lehrreich sind, die aber für unsere wesentliche Fragestellung erst gesichtet und geordnet und bewertet werden müssen. Erst das oben erwähnte Motto veranlaßt den Weltreisenden, die Fülle seiner Erlebnisse etwas philosophischer zu betrachten.

Der Weltreisende:

Ich bin Techniker von Beruf und stamme aus einem kleinen Gebirgsdorf. Meine Eltern waren arme Bauersleute, zuletzt war mein Vater Waldarbeiter. Von Jugend an beherrschte mich ein unbändiger Drang in die Ferne. Die hohen Bergmauern, die fast ringsum mein Heimatdörfchen einschlossen, legten sich mir sogar in meinen Träumen wie ein böser Alp auf die Brust. Ich mußte ihn sprengen und habe ihn gesprengt. (Hier folgt die Beschreibung des Lebensweges von der begeisterten Karl-May-Lektüre in den Schuljahren bis zur Gesellenprüfung als Mechaniker in einer großen Stadt am Rhein. Und dann der Entschluß, um die Erde herumzuwandern . . . .)

Wer die Erde bereist hat, könnte rasend werden ob dem Gerede, alle Menschen seien gleich. Ich will ganz absehen von der Hautfarbe und anderen äußeren Kennzeichen verschiedener Rasse, verschiedenen Klimas, ich will nur die Schwierigkeit andeuten, die mein Reisekamerad und ich immer hatten, bis wir auch nur einigermaßen die Sitten und Bräuche der unzähligen Siedlungsgebiete der Erde ahnten, geschweige denn begriffen. Wir haben es bald aufgegeben, dabei auf die Denkweise der betreffenden Stämme, Völker, Reiche und Rassen Schlüsse zu ziehen, oder sie gar zu ergründen. Dies ist, glaube ich, einfach unmöglich, auch wenn man sprachkundig wäre.

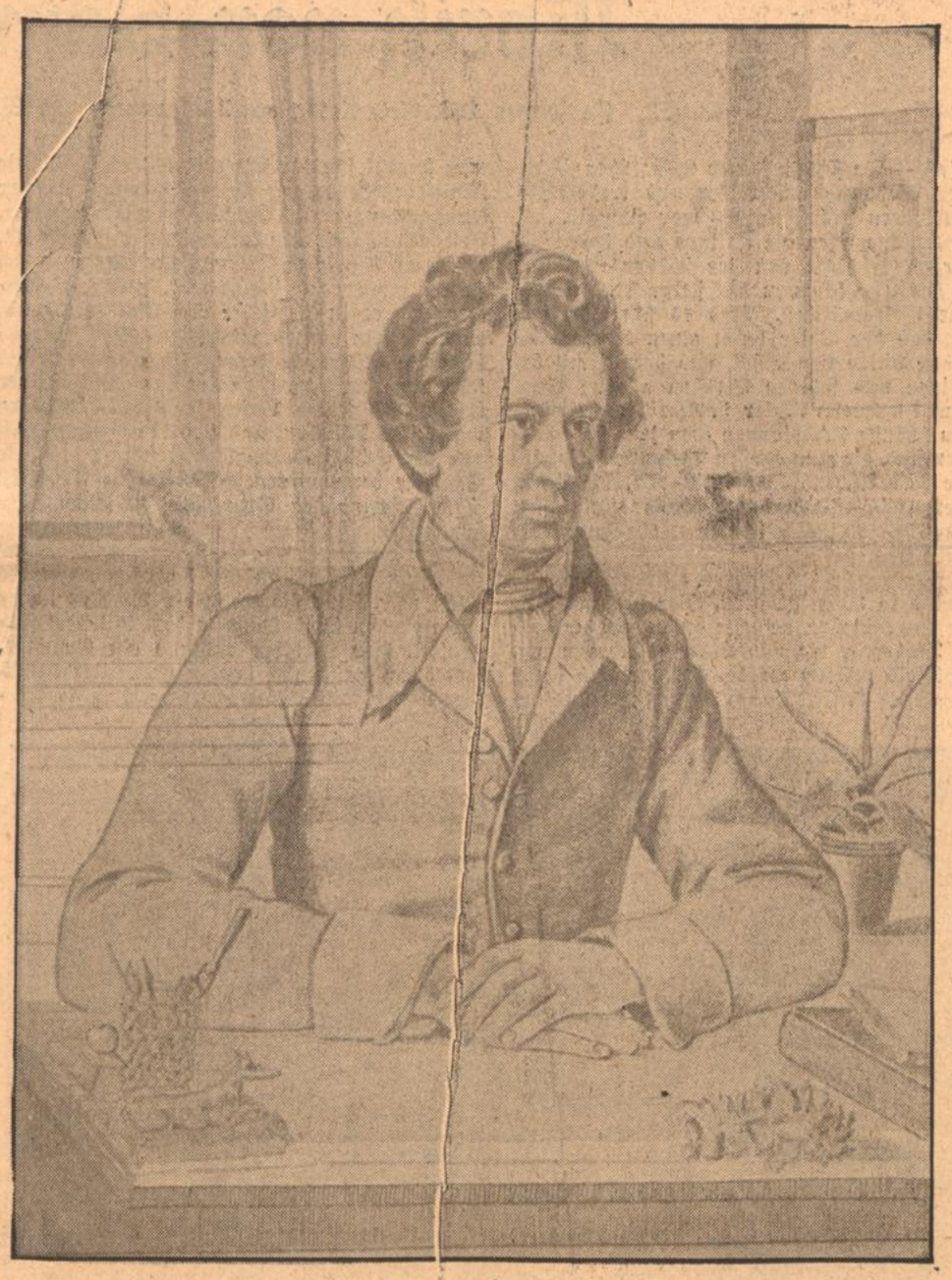
Zwar hat die europäische Zivilisation, die Technik, der Verkehr, die mondäne Mode, das Geld und das Vergnügungsleben die Menschen um die ganze Erde einander äußerlich angeglichen. Ueberall findet man die Spuren dieser europäischen Verfeinerung und Organisation des Lebensgenusses, der Unterjochung der Natur unter sehr zweckmäßige und verführerische technische Erfindungen, ausgenommen ganz verschwindend kleine unerforschte Gebiete des Urwalds und Inseln. Aber diese zivilisierte Gleichförmigkeit erweist sich nicht nur als eine ganz oberflächliche Tünche, als welche sie besonders von dem noch viel praktischeren Amerika fabriziert und verbreitet wird, sondern ich habe in vielen großen Gebieten vor allem Asiens eine starke Gegenwirkung, ja mancherorts geradezu einen fanatischen Haß gegen diese amerikanisch-europäische Lebenslarve feststellen müssen.

„Unter dieser Satansmaske des alleskönnenden Gentleman kommen die Weißen zu uns, um uns mit allen Regeln der Kunst lächelnd über die Ohren zu hauen und auszunützen. Nichts ist ihnen heilig, über nichts wundern sie sich, nichts freut sie außer — — — dem Gewinn: Geld, Geld, Geld, so gähnt uns der Rachen dieses weißen Raubtiers an, gegen das wir unsere Ahnen- und Heimatgötter zu Hilfe rufen", so ungefähr kann man in Indien, in China, ja schon in Vorderasien reden hören. Bleibt uns mit euren Missionaren vom Leib, solange eure Maschinengewehre und Kaufleute auf dem Fuße folgen, um uns zu unterjochen und auszubeuten. Wir sind erwacht . . . . Der Weltkrieg hat uns vollends die Augen geöffnet über den wahren Kern Europas, und seitdem wird's immer deutlicher.

Wo also der Mensch steht? Ich habe Menschen gesehen, die in einer Gemeinschaft wie die Tiere leben, aber fast rührend unschuldig und fromm. Und ich stelle die amerikanischen und europäischen Weltstädte als krassesten Gegensatz dazu. Dort hat sich die Lebensweise der Menschen am weitesten von der Natur entfernt, hat ein imponierendes geistiges Gebäude errichtet, das zweifellos große Leuchtkraft besitzt, große Energien erzeugt, Menschenschicksale in rasendem Tempo und größter Vielfältigkeit formt, aber . . . . nirgends hatte ich so viele Menschen gesehen, die unter dem Tiere leben, Ausschuß, Trolle, Verbrecher, Teufel, Fratzen, Kranke, Wahnsinnige . . . Und die Unschuld?

Ernst Herold

(Fortsetzung folgt)



Wilhelm Grimm
(Zeichnung von Ludwig Grimm 1822.)

Rembrandt als Erzieher

Nur der Schaffende versteht den Schaffenden ganz.

*

Ein Volk, das Charakter hat, hat auch Brot. Ein Volk, das Charakter hat, verlangt auch Bildung. Denn jeder Charakter, der sich mit der Welt auseinandersetzt, ist schöpferisch. Alle echte Kunst wird aus den verschwiegenen Tiefen des Charakters geboren.

*

„Nur kein Spielverderber sein!" ist das Feldgeschrei der Charakterlosigkeit.

*

Charakter hat der Teufel auch, aber er hat keine Seele.

*

Das Seelenheil schließt den Seelenadel nicht aus, sondern ein. Auch der wahre Seelenadel ist schlechthin: das Christentum. Denn wahre adelige Herrschaft bedeutet Herrschaft der Besten. Der Beste aller derer, die über die Erde wanderten, aber ist unbestritten Christus. Er ist das umfassendste Vorbild. Er begreift in sich den Adel des Blutes und des Geistes. Er ist Gott — und König, Adel, Volk in einer Person.

Aus dem Inhalt:

Otto zur Nedden: Die oberrheinisch-schwäbische Musikkultur.

W. von Oven: Moritz von Schwind.

Josef Friedrich Perkonig: Der kleine Obsthändler.

Adolf von Grolman: Juliana von Stockhausen.

Franz Müller: Schillers Vorbild zum „Verbrecher aus verlorener Ehre".

Hans Krämer: Abendgang.

Freia Bergenthun: Modegedanken zur Zeit.

Minni Brieslander: Der Weg zurück.

Paul Schröter: Deutscher Tabak / Marke Forchheim.

Die oberrheinisch-schwäbische Musikkultur

Von Reg.-Rat a. D. Otto zur Nedden, Privatdozent für Musikwissenschaft

Die Besinnung des deutschen Volkes auf die wahren Quellen seines Volkstums und seiner Eigenart hat der stammeskundlichen Forschung auf allen Gebieten, ganz besonders in kulturgeschichtlicher Hinsicht starken Anstoß gegeben. Wenn dabei die Musik heute nicht mehr zurückstehen braucht und den Anspruch erheben kann, ebenbürtig neben den andern Künsten (Bildende Kunst, Malerei, Dichtkunst) gewertet und berücksichtigt zu werden, so ist dies das Verdienst der deutschen Musikwissenschaft der letzten Jahrzehnte, deren Vertreter in unermüdlichem Fleiß und selbstloser Hingabe an das Ideal wichtigste musikalische Kulturdenkmäler und Kulturgüter an das Tageslicht gefördert und die Musik als ein wichtiges Glied in den Rahmen der Kulturgeschichte eingegliedert haben. Freilich bedarf es hier noch der Ausfüllung vieler Lücken. Die Musikwissenschaft mußte sich naturgemäß zunächst historisch, theoretisch und kritisch ihr Werkzeug schaffen, mußte vorerst ein Bild von der Entwicklung der gesamten abendländischen musikalischen Kulturentwicklung entwerfen, ehe sie sich der Spezialaufgabe heimatlich-deutscher Musikgeschichtserforschung zuwenden konnte. Heute aber gewähren der Stand der Forschung und die besonderen innerdeutschen Verhältnisse nicht nur die Möglichkeit, ja verpflichten geradezu die deutsche Musikwissenschaft, in erster Linie den Blick auf die eigene deutsche Musikgeschichte zu wenden, die Quellen heimatkundlicher Musikpflege in umfassender Weise zu erschließen und dabei zu einer immer festeren Prägung des Begriffes „deutsche Musik" zu kommen. Im folgenden soll versucht werden, einen kurzen Abriß der oberrheinisch-schwäbischen Musikkultur zu geben und dabei die Gebiete zusammenzufassen, die das heutige Baden und Württemberg ausmachen, also dem historisch gewachsenen Kulturkreis vom Bodenseegebiet über Konstanz, Freiburg i. Br. nach Heidelberg und von dort über Heilbronn, Stuttgart nach Ulm.

Diese Landesgebiete waren zunächst in der deutschen Musikgeschichte das wichtigste Gebiet der frühdeutschen klösterlichen Kunstgesangspflege (St. Gallen, Reichenau, Metz, Hirsau), zugleich aber durch den Kunstsinn der Herzöge von Zähringen und Schwaben Mittelpunkte des Minnesangs, wie ja auch Gottfried von Straßburg und Hartmann von Aue diesem Kulturkreis zuzuzählen sind. Im deutschen Mittelalter wurden also bereits hier Grundsteine zu bodenständiger Kulturentwicklung gelegt, auf denen Spätmittelalter, Reformation und Gegenreformation im 15. und 16. Jahrhundert eine für die deutsche Musikgeschichte wichtige und bedeutungsvolle Musikpflege in den mächtigen Domkapiteln in Konstanz und Straßburg und in den großzügigen Hofhaltungen in Heidelberg und Stuttgart aufbauen konnten, deren musikalische Institute jeweils ihren besonderen Charakter hatten und das Bild der geistlichen und weltlichen Musikpflege in jenen Jahrhunderten ungemein reich belebten. So kann Konstanz sich rühmen, eines der ragendsten Dokumente spät-niederländisch-deutscher Tonkunst sein eigen zu nennen, Heinrich Isaacs Choralis Constantinus; Konstanz, Basel, Straßburg und Heidelberg sind um jene Zeit Vorort der deutschen Orgelkunst, (Buchner, Kotter Schlick, Brumann), und in der kurpfälzischen Hofkapelle Ottheinrichs in Heidelberg wie auch in der württembergischen Hofkapelle Herzog Ulrichs spiegelt sich der Glanz höfischer Kunst- und Musikpflege der deutschen Renaissance nach dem Vorbild des großen Mäcenas Kaiser Maximilian I. — Die Reformation ruft in Stuttgart eine Musikpflege ausgesprochen protestantischer Haltung ins Leben, die Gegenreformation in Baden-Baden eine solche ihrer Richtung. Wie wertvolle musikalische Kulturgüter es hier noch zu heben gilt, die nicht nur von Bedeutung für die engere Heimatgeschichte sondern für die deutsche Musikgeschichte überhaupt sind, zeigt das teils handschriftlich, teils gedruckt überlieferte Repertoire der Hofkapelle Herzog Christophs von Württemberg, dessen Herausgabe im Rahmen von „Denkmälern der Tonkunst in Württemberg" das Musik-Institut und musikwissenschaftliche Seminar der Universität Tübingen unter Leitung von Prof. Dr. Karl Hasse vorbereitet. Hierbei können u. a. so wichtige und schöne Denkmäler wie die 150 Psalmen Davids des württembergischen Hofkomponisten Siegmund Hemmel neu erschlossen werden, das typisch deutsche Gegenstück zu den französischen Goudimel-Psalmen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, die nicht nur historisches Interesse beanspruchen dürfen, sondern in ihrem künstlerischen Charakter dem entsprechen, was die neue kirchenmusikalische Bewegung in unsern Tagen als „Gebrauchsmusik" sucht. Das für die allgemeine Musikgeschichte so wichtige Jahr 1600 spiegelt sich in seinen Auswirkungen naturgemäß auch in den oberrhein-schwäbischen Ländern. So bilden sich insbesondere Baden-Durlach und Stuttgart zu Pflegstätten der deutschen Barockoper aus, musiziert am Baden-Rastatter Hof ein Joh. Kasp. Ferd. Fischer. Im großen und ganzen kann jedoch gesagt werden, daß im 17. und 18. Jahrhundert die Musikpflege an Bedeutung für die gesamte deutsche Musikgeschichte in unsern Landesgebieten gegenüber den früheren Jahrhunderten zurücktritt, um dann in der Mannheimer Schule in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder mächtig emporzublühen. Was Mannheim als Vorort der deutschen klassischen Musik bedeutet, ist seit Hugo Riemanns umfassenden Arbeiten zur Mannheimer Symphonik und Kammermusik Allgemeingut im Wissen musikinteressierter Kreise geworden und braucht deshalb hier nur gestreift werden. Wesentlich und neu ist immerhin das stärker werdende Interesse der Oeffentlichkeit für eine Künstlerpersönlichkeit wie J. M. Krauß, den Zeitgenossen und geistigen Verwandten Mozarts.

Das 19. Jahrhundert schenkte Baden in Konradin Kreutzer einen wesentlichen Vertreter der romantischen Oper, deren eigentlicher Schöpfer, C. M. v. Weber, gleichfalls zum Oberrhein in Beziehung steht. Leitet sich doch seine Abstammung, wie neuere genealogische Untersuchungen ergeben haben, aus dem Schwarzwald her, was für die Beurteilung der von ihm musikalisch so genial gestalteten Verherrlichung des deutschen Waldes im „Freischütz" vom Standpunkt blutsmäßiger Künstlerveranlagungen von großem Interesse ist. Und auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sollte Baden als bedeutungsvolle Pflegestätte der Oper hervorragen. Es ist bekannt, daß um die Jahrhundertwende die Karlsruher Oper unter Felix Mottl Weltruf genoß und die interessierte Welt zu den Wagneraufführungen fast ebenso gerne nach Karlsruhe kam wie nach Bayreuth.

Schon dieser kurze Abriß historischer Betrachtung zeigt, eine wie große und bedeutungsvolle Rolle die schwäbisch-oberrheinischen Lande in der deutschen Musikgeschichte gespielt haben. Von der Pflege des Volksliedes in unsern Landesgebieten soll ein anderes Mal die Rede sein. Daß hier sowohl in der Pflege der Musik überhaupt wie in den Schöpfungen einzelner, diesen Landesgebieten entstammenden Künstler, eine Eigenart vorliegt, steht außer Zweifel. Sie zu beschreiben, ist sehr schwer, ganz besonders bei der subtilsten der Künste, der Musik. Sie wird sich nur dem erschließen, der den ganzen Zauber der süddeutschen Landschaft in sich aufgenommen hat, die dieses Stück deutsches Land zum ältesten Kulturland werden ließ, der geheimnisvoll durch die Jahrhunderte fortwebt, die Bevölkerung durch die herrlichen Bauwerke des deutschen Mittelalters (welche Gegend hat im engsten Rahmen so viele Dome? — Man denke nur an Ulm, Konstanz, Basel, Freiburg, Straßburg etc.) immer wieder an den Geist echter Kultur ermahnt und das blutsmäßige und arteigene Erbe der Jahrhunderte übermittelt. So ist es gewiß kein Zufall, daß eine so bedeutende Künstlerpersönlichkeit unserer Zeit, wie Franz Philipp, gerade aus der Südwestecke Deutschlands stammt, ein Musiker und Komponist, der in seiner Eigenart ohne sie nicht zu denken ist und der bezeichnenderweise eine seiner Messen dem unbekannten Erbauer des Freiburger Münsters widmet. Lebt in Philipp der Geist der alten katholischen Kirchenmusik in reiner und tiefer Weise fort, so in dem seit über ein Jahrzehnt in Tübingen wirkenden Karl Hasse in nicht minder charakteristischer Weise der der protestantischen Kirchenmusik, die gerade in Württemberg auf eine Jahrhunderte alte Tradition zurückblicken kann und in Karl Hasse einen ebenso bedeutenden Repräsentanten gefunden hat, wie die katholische in Philipp. Philipps „Friedensmesse" und Hasses „Reformationskantate" können in dieser Beziehung als die kennzeichnenden Werke hervorgehoben werden. So zeigen die schwäbisch-oberrheinischen Länder auch heute wieder ihr ausgeprägtes Eigenleben, das tief im Charakter der Landschaft und ihrer Geschichte verwurzelt ist und es steht außer Frage, daß sie in hervorragender Weise beim Neuaufbau unserer Kultur an erster Stelle mitzuwirken berufen sind.

Moritz von Schwind

Zu seinem 130. Geburtstag am 21. Januar, von W. v. Oven

(asp.) — Da sitzt in seiner behaglichen Münchener Wohnung ein Maler und erzählt seinen Kindern Märchen: „Es war einmal . . .". Stundenlang sitzen die Kleinen und hören die traurige Geschichte von der schönen Melusine oder das Märchen von den sieben Raben, alte schöne Volksmärchen. Und es stört sie gar nicht, daß der Vater dabei einen Zeichenblock auf den Knien liegen hat, und darauf mit bedächtigen und sicheren Strichen allerlei Skizzen macht. Dieser Maler ist Moritz v. Schwind, dessen schönste Schöpfungen eben jene Märchenzyklen sind, die zum großen Teil, wie beispielsweise das Aschenbrödel (1852—55), die sieben Raben (1857—58) und die schöne Melusine (1867—70), tatsächlich in der Kinderstube entstanden sind.

Vor nunmehr 130 Jahren wurde Moritz v. Schwind in Wien geboren. Hier verbrachte er seine Jugendjahre, besuchte auch wohl die dortige Akademie, die von Ludwig Schnorr von Carolsfeld geleitet wurde, aber er fand dabei keine rechte Befriedigung. Denn der Jüngling war sowohl für die Malerei als auch für die Musik begabt und er schwankte lange, welcher Kunstgattung er sich vollständig widmen sollte. Erst, als er im Jahr 1828 nach München ging, wußte er, daß seine Neigung zur Malerei doch stärker als die zur Musik war. Hier in München kam er in die Lehre von Meister Cornelius, die sein ganzes zukünftiges Schaffen entscheidend bestimmen sollte. Denn Cornelius übertrug dem jungen Maler in ganz richtiger Erkenntnis seiner Wesensart die Darstellung von Tieks Märchen, und ließ ihn deutsche Sagen für Schloß Hohenschwangau und andere Schlösser komponieren. Mit diesen Arbeiten legte Schwind den Grundstein zu seinem Lebenswerk.

Als Dreißigjähriger trat Schwind, wie das bei den Kunstjüngern der damaligen Zeit so Sitte war, seine Romreise an. Doch er nahm keine großen Eindrücke von dort mit. Im Gegenteil, hier in Rom entstand ein Gemälde, das durch und durch deutsch ist, Ritter Kurts Brautfahrt, ein Entwurf nach einem Goetheschen Gedicht, auf dem man deutsche Landschaft und deutsche Menschen sieht, aber auch garnichts, was an Rom oder Michelangelo erinnern könnte. Nein, Schwind kehrte als unverfälschter Deutscher in seine Heimat zurück, und begann jetzt erst recht, sich der deutschen Märchen- und Sagenwelt zu widmen.

M. von Schwind: Einweihung des Münsters zu Freiburg i. Br.

Im Jahr 1854 erhielt er vom Großherzog von Sachsen einen Auftrag, der für ihn wie geschaffen war. Er sollte die Wartburg mit Darstellungen der Sagen, die diese alte deutsche Burg umspinnen, ausschmücken. Und wie hat er sich dieser Aufgabe entledigt! Die ein wenig stilisierten aber doch natürlich wirkenden Formen und die blassen, sanften Farben dieser Fresken lassen den ganzen mittelalterlichen Zauber jener Wartburg-Sagen neu entstehen. In der gleichen Art sind die Gemälde, die er für das Städelsche Institut in Frankfurt a. M. anfertigte, und die den Sängerkrieg auf der Wartburg darstellen. Es geht von ihnen auch heute ein unwiderstehlicher Reiz aus. Und das liegt wohl nicht zuletzt an dem tiefen musikalischen Empfinden des Meisters, mit dem er sich gerade in die liebliche Zeit der Minnesänger hineinversetzte.

Ueberhaupt klingt Schwinds Musikalität in seinem ganzen Leben mit. Er war ein persönlicher Freund von Schubert und Lachner und begeisterter Verehrer von Mozart und Beethoven. Und so kommt es, daß sein letztes großes Werk eines mit musikalischen Motiven ist: die Fresken für das Wiener Opernhaus, ein Monumentalwerk, das eigentlich ein wenig aus dem Rahmen seines Schaffens herausfällt, eben durch seine Monumentalität. Denn Schwind war nicht ein Mensch von großen Worten oder großen Taten. Er lebte und er malte so, wie es ihm ums Herz war. Und gerade das ist es, was ihm auch heute noch unsere Herzen gewinnt.

Das Schönste aber, das Schwind uns geschenkt hat, bleiben doch jene Märchenbilder, in duftigen Farben und leichten, lebendigen Formen. Jedem Kind werden da die alten deutschen Märchen zur Wirklichkeit, und es kann sich nicht sattsehen an den herrlichen Darstellungen von dem Ritter, der seine endlich gefundene Braut hoch zu Roß auf die Burg führt, oder von der guten Schwester und ihren sieben verhexten Brüdern. Und an der Intensität mit der diese Bilder auf Kinder wirken, kann man erkennen, wie sehr sie aus einem liebe- und gemütvollen Herzen geschöpft und geschaffen worden sind. Aber nicht nur Kinder, auch wir Erwachsenen können uns nicht dem lieblichen Zauben entziehen, der von diesen anspruchslosen und doch so vollendeten Werken ausgeht.

Den größten Teil seines Lebens hat Moritz v. Schwind in München verbracht, wo er auch im Jahre 1871 gestorben ist. Doch seine Märchenmalereien werden noch lange leben, ja sie sind für immer mit unserem deutschen Märchenschatz aufs innigste verbunden, und werden stets das Andenken wachhalten, an seine liebevolle Art, seinen goldenen Humor und sein reines Schönheitsempfinden — an einen wahrhaft deutschen Künstler.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Phot. Ufa

Bilder aus neuen Filmen

Links oben: Brigitte Horney und Sepp Rist in dem neuen Dr. Arnold Fanck-Film der Ufa „Der König des Mont Blanc". — Rechts oben: Matthias Wiemann als „Schimmelreiter" in dem nach Theodor Storms Novelle gedrehten Europa-Film. — Unten: Szene aus dem Segelfliegerfilm der Ufa „Rivalen der Luft".

Berliner Film-Brief

Die amerikanische Flut in den Berliner Kinos ist wieder etwas abgeebbt, und in dieser Woche überwiegen erfreulicherweise die deutschen Filme. Trotzdem gehören zwei amerikanische Filme wie „Revolution der Jugend" (This day and age") und „Bühnenmutter" (Stage Mother) zu den stärksten Filmeindrükken der letzten Zeit. Ersterer rehabilitiert auch bei uns wieder Cecil B. de Milles Ruf als großer Regisseur, und die Behauptung ist allzu billig, er habe sich diesmal an Fritz Langs „M"-Film angelehnt. Wenn man will, kann man natürlich Parallelen finden — in der Inszenierung, in der Idee nicht, denn was de Milles Film auszeichnet, ist die Reinheit der Gesinnung, die Kraft einer neuen Jugend, die durch Sensation und wildes Tempo durchleuchtet — wir spüren den Atem eines neuen Amerika, der uns sympathisch anrührt.

„Bühnenmutter" ist nicht so typisch amerikanisch, höchstens in der brutalen Durchführung eines erschütternden Themas, sehenswert durch die überragende Leistung einer bei uns noch ganz unbekannten Schauspielerin wie Alice Brady.

Im „Gloria-Palast" hält sich mit unverändertem Erfolg „Viktor und Viktoria" auf dem Spielplan — die Ufa kann sich, Reinhold Schünzel, Renate Müller und Hermann Thimig immer wieder zu diesem Film gratulieren.

Die erfolgreichsten Filmpremieren dieser Woche sind „Wenn ich König wär" im Atrium und „Die Finanzen des Großherzogs" im Capitol. In beiden spielt der so schnell zum erklärten Publikumsliebling aufgestiegene Victor de Kowa, dessen persönlicher Erfolg im ersteren größer ist, weil er dort mehr Gelegenheit hat, seine natürliche Komik oder komische Natürlichkeit zu zeigen. Camilla Horn ist in diesem Film so nett und einfach wie lange nicht, und zwei neue Männer: Hans Marschall (Manuskript) und J. A. Hübler-Kahle (Regie) haben ihre Sache ausgezeichnet gemacht.

„Die Finanzen des Großherzogs" interessieren das Publikum doppelt, weil Gustaf Gründgens der Regisseur ist, ein Regisseur, von dem man mit Recht mehr erwartet, als von den meisten anderen. Er hatte mit seinem ersten Film „Eine Stadt steht Kopf" Pech gehabt, diesmal hat er das Glück, das auch ein Könner braucht. Hier ist es ihm geglückt, seinen besonderen Stilwillen in die Tat umzusetzen, dieser Film reiht sich seinen besten Operninszenierung würdig an die Seite. Es wurde ein rauschender Premierenerfolg, für den sich die Hauptdarsteller in ihren Originalkostümen bedankten, zu denen sich der strahlende Regisseur im Smoking gesellte.

Lustiges Allerlei

Ernsthafter Fall

„Sie wollen schon wieder Urlaub?" fragte der Chef den jungen Mann. „Wohl wieder einmal, um Ihre Frau zur Bahn zu bringen, am Begräbnis Ihrer Schwiegermutter teilzunehmen, zur Taufe Ihres Jungen oder weil Ihr Töchterchen die Masern hat?"

„Nein", antwortete der junge Mann, „diesmal wird's Ernst. Ich bitte um Urlaub zu meiner Hochzeit."

*

Der arme Blumentopf

„Um Gottes willen, was war denn da für ein Krach?"

„Huhu, Mutti, ich habe den großen Blumentopf kaputt gemacht."

„Na, das ist doch nicht so schlimm. Wie hast du das denn aber fertiggebracht?"

„Huhu, mit Vaters Uhr."

*

Ausweg

„Aber, Otto, der Arzt hat doch gesagt, daß du kein Bier zum Essen trinken darfst, und nun ißt du und trinkst Bier dazu!"

„Gut, nimm das Essen weg!"

Unrentabel

Bei einem Beamten des Statistischen Reichsamtes wird eingebrochen. Der Herr des Hauses hält den Dieb fest und erklärt ihm: „Mein Lieber, es ist statistisch nachgewiesen, daß die Beute eines Einbruchs im Durchschnitt eine Mark und dreiundzwanzig Pfennige beträgt. Sagen Sie ehrlich, ist das der Mühe wert?"

*

Ein Unterschied

Lehrer: Wer kann mir den Unterschied zwischen einem Elefanten und einem Floh sagen?

Willi: Ein Elefant kann Flöhe haben, aber ein Floh kann keinen Elefanten haben.

*

Der Friedensstifter

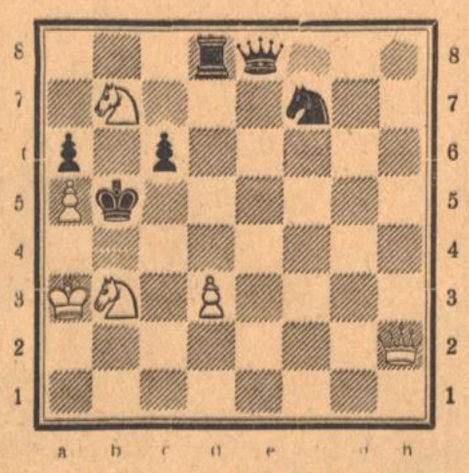
Richter: Die beiden Angeklagten gingen also aufeinander mit Stühlen los. Warum haben Sie nicht versucht, Frieden zu stiften?

Zeuge: Es war kein dritter Stuhl mehr da, Herr Richter.

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 3.
Problem Nr. 2.
M. Dischler-Offenburg.
Pg. Ministerialrat H. Kraft gewidmet.
(Urdruck.)



Weiß: Ka3, Dh2, Spr.b3, b7, Ba5, d3.
Schwarz: Kb5, De8, Td8, Spr.f7, Ba6, c6.
Matt in 2 Zügen.

Aus dem Berliner Meisterturnier
Réti-Eröffnung

Weiß: John. — Schwarz: Perneder.

1. c4, c6; 2. g3, d5; 3. b3, Lf5; 4. Sf3, Sf6; 5. Lg2, e6; 6. 0—0, Sbd7; 7. d3, Ld6.

Der Zug Le7 ist vorzuziehen, da die weiße Spielanlage auf den Vorstoß e4 hindeutet. In diesem Falle hat Schwarz die wichtige d-Linie frei. Die schablonenhafte Behandlung (auch 8. . . . De7 ist ein Schablonenzug), rächt sich hier bitter, da der Gegner mit klarem Blick seine Chance erkennt.

8. Sc3, De7? (h6); 9. cd:!!, ed:; 10. Sh4!, Le6; 11. f4, Lc5+; 12. d4, Lb4; 13. Dc2, Lc3:?; 14. Dc3:, Se4; 15. Le4:, de:; 16. f5, Ld5; 17. f6!!, gf:; 18. Sf5, Df8; 19. Lf4, h5; 20. Sd6+, Ke7; 21. Sb7:, Ke6; 22. Sd6, h4; 23. De3, hg:; 24. Se4:!, gh:+; 25. Lh2:, Se5; 26. Tf6:+, Ke7; 27. Le5:, Dg8+; 28. Kf2, Dg4; 29. Sg3, Th2+; 30. Ke1, Tg2; 31. Sf5+, Kd7; 32. Td6+, Ke8; 33. Lf4+ aufgegeben, denn Schwarz verliert nach 33. . . . Kf8; 34. De7+, Kg8; 35. Sh6+ die Dame.

Anmerkungen von H. Herrmann im Dortmunder Generalanzeiger.

Aus der Schachwelt.

Im Turnier zu Hastings konnte Weltmeister Aljechin nur den 2. und 3. Preis mit Lilienthal teilen. 1. Flohr 7 Punkte 2. und 3. Aljechin und Lilienthal, 4. und 5. Alexander und Eliskases.

Im Winterturnier des Schachklub Rössel qualifizierten sich für die erste Kampfmannschaft und damit für den Kampf um die Klubmeisterschaft in Gruppe A: Mußler mit 6½ Punkten vor Soinegg mit 5½ und Rutz mit 5; in Gruppe B: Barnstedt mit 7! Punkten vor Suhr mit 5 und Herrmann mit 4 Punkten.

Schachbriefkasten

E. M. Hornberg: Sie behaupten, daß Prbl. Nr. 13 nach 1. D d 5 S c 6 unlösbar sei; auf 1. . . . S c 6 folgt einfach 2. D c 4: S d 4 3. b 4; a 5 Matt, denn B b 5 ist gefesselt. Ihre Aufgabe 153 ist nebenlösig durch S h 6; außerdem soll im Schlüsselzug nur in den seltensten Fällen eine angegriffene Figur ziehen, da es im Problem unschön wirkt, wenn im ersten Zug die weiße Partei, die gewöhnlich schon an und für sich materiell im Vorteil ist, eine Figur durch Wegziehen vor dem Geschlagenwerden schützt. **F. B. Singen:** Besten Dank, die Stellung wird gebracht. **K. Tr. Heidelberg:** Wir bitten um Angabe des Schlüsselzugs!

Zu dem in der 2. Schachwerbewoche in Karlsruhe ausgestellten 4 Zügen von Pg. A. Herrmann (Weiß: K b 2, D b 7, L g 2, S b 1, B c 3; Schwarz: K d 5, B c 4, c 5, c 6, d 6, e 4, e 5, e 6) teilt uns Herr K. Triltsch-Heidelberg eine interessante Nebenlösung mit:

1. L g 2 — h 3! e 4 — e 3; 2. D b 7 — h 7 e 5 — e 4; 3. D h 7 — h 5 + e 6 — e 5; 4. D h 5 — f 7 Matt.

Diese Nebenlösung läßt sich allerdings durch Versetzen der Dame von b7 nach b6 leicht beheben; die Autorlösung war D b 7 — b 3.

Lösungen

Nr. 21. 1. L a 6 — d 3! d 5 2. L e 4 d: L e 4 3. K f 4 e 3 4. f 2: e 3 Matt.

Nr. 22. 1. S b 3: d 4! D c 5: 2. T g 5: +

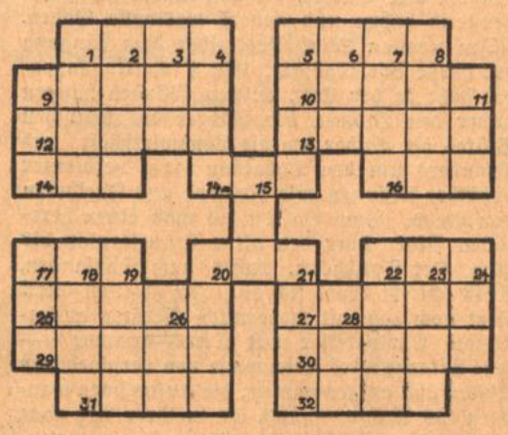
Nr. 23. 1. S g 7: h 5! Etwas ungewöhnlich das Schlagen im 1. Zug, dafür entschädigen die überraschenden Mattbilder.

Nr. 24. 1. T f 2 — a 2! K f 6 2. D h 2 leider nebenl. durch 1. D h 2 +

Richtige Lösungen sandten: **K. Berlinghof, Th. Hilgers, M. Seyer, E. Mosetter, E. Müller, L. Schnurr** teilweise; **L. Daum** alles.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



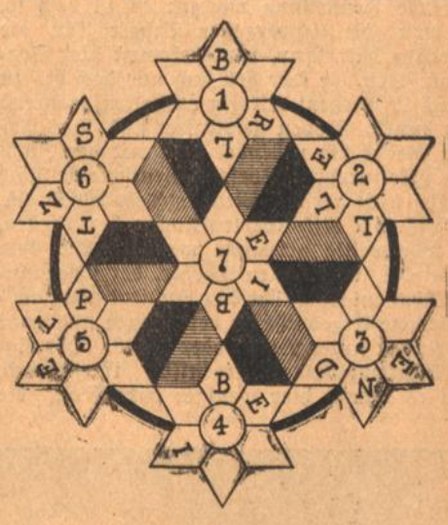
Waagerecht: 1. Kofferart, 5. Biblische Person, 9. Phrygischer König, 10. Andere Bezeichnung für Rundfunk, 12. Kampfplatz, 13. Jünger Christi, 14. Holländischer Vorname, 14a. Figur aus der deutschen Heldensage, 16. Teil des Baumes, 17. Nordische Gottheit, 20. Japanischer Staatsmann, 22. Luftart, 25. Menschenrasse, 27. Weiblicher Personenname, 29. Deutscher Dichter, 30. Griechischer Gesetzgeber, 31. Nordisches Sagenbuch, 32. Zeitlicher und räumlicher Schluß.

*

Senkrecht: 1. Italienische Münze, 2. Hafenstadt am Roten Meere, 3. Biblische Person, 4. Biblische Person, 5. Gesangstück, 6. Unfertiges Gebäude, 7. wie 31 waagerecht, 8. Geologische Formation, 9. Monatsname, 11. Scharfer Wind, 15. Handlung, 17. Kleiner Wald, 18. Birkengewächs, 19. Sangbares Gedicht, 20. Weiblicher Personenname, 21. Fruchtbarer Landstrich in der Wüste, 22. Zahlungsmittel, 23. Heilpflanze, 24. Japanische Münze, 26. Feierliche Versicherung, 28. Russischer Strom.

Der Anfang ist da

Eine Bestätigung und darauf in der Mitten
Ein Augenblick... dann noch ein Flächenmaß zum Dritten
Dieses alles dann zusammengenommen,
Ist doch nur ein Anfang herausgekommen.



Siebengestirn

Jeder Stern trägt rund um seine Zahl ein Wort aus sechs Buchstaben. Die einzusetzenden Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, ein Sprichwort.

1. Hauptstadt eines europäischen Staates, 2. Augenglas, 3. türkischer Beamtentitel, 4. wildes Tier, 5. Malgerät, 6. Teil der Nadel, 7. deutscher Dichter.

Auflösung unserer Rätsel

1—2: er, 1—4: Erle, 5—7: Tip, 7—8: Pi, 7—2: Pflaster, 9—11: Las, 9—12: Last, 9—2: Laster, 10—11: as, 10—12: Ast, 10—2: Aster, 11—2: Ster, 11—5: Sterlet, 12—2: Ter.

Bilder-Rätsel

Weiche nicht vom Pfade der Pflicht.

Verschieberätsel:

Scheffel — Ekkehard.

Kreuzwort-Rätsel

Waagrecht und senkrecht: 1. Tabelle, 2. Ahab, 3. Baer, 4. Ebro, 5. Lese, 6. Edom, 7. Caracalla, 8. Edda, 9. Dom, 10. Soor, 11. Emma, 12 Oeta, 13. Esel, 14. Teil — Diagonale A—B; Theodosia.

Deutscher Tabak / Marke Forchheim

Ein Besuch im Forchheimer Tabakforschungsinstitut

Zu Beginn des letzten Jahres überraschte das Deutsche Tabakforschungsinstitut Forchheim die Welt in seinem Jahresbericht mit der Mitteilung, daß es gelungen sei, ausländische Tabake, besonders die empfindlichen Zigarettentabake aus dem Orient, in Deutschland und zwar auf dem Gelände des Instituts bei Forchheim anzubauen und bei den so gezüchteten Pflanzen eine fast vollkommene Angleichung des Charakters und Geschmacks zu erzielen. Diese Nachricht mußte naturgemäß wie eine Bombe einschlagen, denn die Perspektiven, die sich daraus ergaben, waren direkt ungeheuerlich und das kleine Institut rückte mit einem Schlage in den Brennpunkt des Interesses. Vielen wurde der Name Forchheim zum ersten Male bekannt. Heute wenden sich schon alle tabakbauinteressierten Kreise der Welt in Zweifelsfällen an Forchheim und erbitten dort Hilfe.

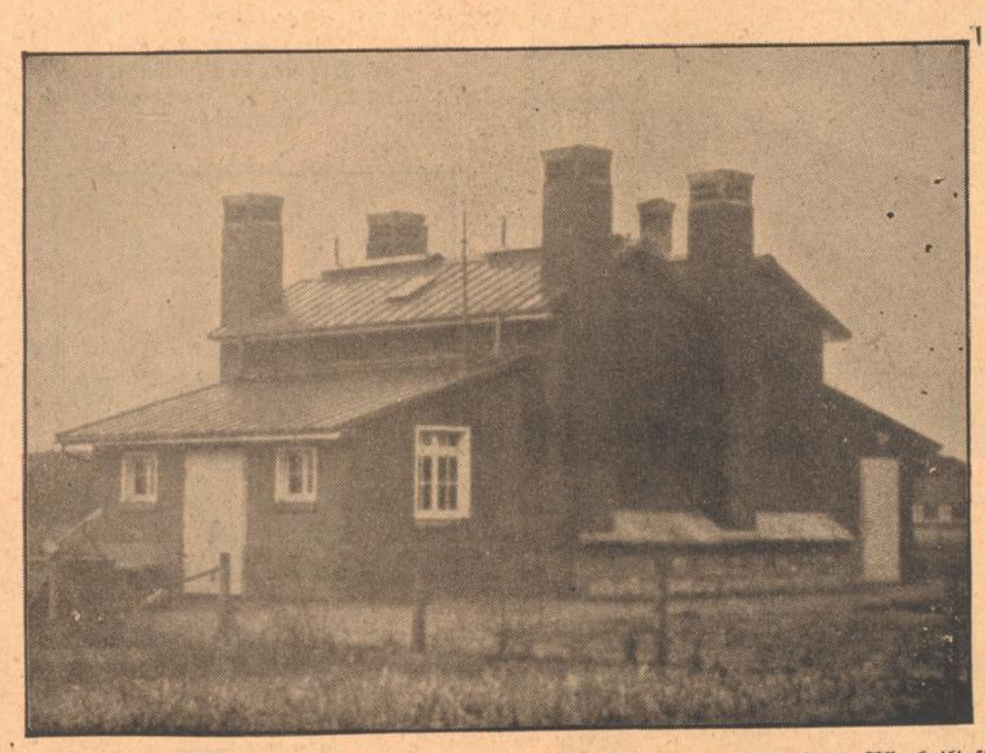
*

Gleich neben dem kleinen Forchheimer Bahnhof auf dem alten großen Exerzierplatz liegt das Gebäude mit dem Institut, das ursprünglich gegründet worden war, um die deutschen Tabaksorten auf ihre Verbesserungsfähigkeit zu untersuchen. Aber unter der kenntnisreichen, umsichtigen und tiefgründigen Führung von Direktor König griffen die Probleme bald über den gestellten Aufgabenkreis hinaus und die Männer des Instituts machten sich mutig an ihren Ausbau und ihre Lösung. Von Jahr zu Jahr wuchs der Aufgabenkreis und im gleichen Maße entwickelten sich die Räumlichkeiten der Anstalt. Seit dem Jahre 1928, in dem das Institut gegründet wurde, wurde jedes Jahr ein Erweiterungsbau nötig und diese Entwicklung scheint noch längst nicht abgeschlossen. Da es das einzige Institut in Deutschland dieser Art ist, greift seine Arbeit natürlich über den engen Rahmen des Forchheimer Feldes weit hinaus und verteilt sich auf alle deutschen Gebiete; so finden sich im ganzen Deutschen Reich über hundert Probepflanzungen bis hinauf nach Marienwerder.

*

Als wir beim Institut ankommen, ist von der grünen Pracht der mächtigen Pflanzen, die ihre Blätter und wundervollen Blüten im Sommer der Sonne entgegenstrecken, nichts zu sehen: dunkel und schwer liegen die Felder unter einem nassen, wolkenverhängten Himmel, an dem sich durch ein Loch gerade die matte Wintersonne durchgerungen hat. Hier und da stehen noch die Storzeln von Tabakpflanzen, traurige Reste der ehemaligen Herrlichkeit. Auf einigen Stücken grünt Getreide, das hier im Fruchtwechsel angebaut wird.

In der Vorhalle des Erdgeschosses zeigt uns Direktor König unter Glas Proben der bisherigen Züchtungsergebnisse und daneben Proben der echten exotischen Tabakpflanzen. Die Züchtung von Zigarettentabak ist natürlich nur eines der vielen Arbeitsgebiete des Instituts. Vor allem beschäftigt man sich weiter mit der Züchtung von nikotinfreien Tabaken und hier kann man eine für den Laien verblüffende Feststellung machen: es ist doch so, daß man die schwärzesten Tabake für die schwersten hält. Nun, man bekommt hier Sorten zu sehen, die sehr hell sind und doch bis zu 10 und 12 Prozent Nikotin enthalten, während ganz dunkle Proben nikotinfrei sind. Das Institut befaßt sich nebenbei auch mit der Züchtung nikotinreicher Sorten; Deutschland führt nämlich nicht geringe Mengen Tabakabfall ein, um aus ihm Nikotinextraktionen herzustellen, die anderweitig gebraucht werden. Auf dem Gebiet der wertvollsten Tabake, der sogenannten Schattentabake, hat das Institut ganz ausgezeichnete Ergebnisse zu verzeichnen und zwar mit Anbau unter Reben oder Mais. Der Name Schattentabake ist eigentlich irreführend, denn es kommt hier weniger darauf an, die



Sonne abzuhalten, als die Feuchtigkeit zu halten und vor dem Nachtfrost zu schützen. Es gelang auch den für Pfeifentabake sehr gesuchten Virginia zu züchten und seinen echten Eigenschaften sehr nahe zu kommen. Einen großen Raum in der Arbeit des Instituts nimmt selbstverständlich die Schädlingsbekämpfung ein; vor allem geht hier die Absicht darauf hinaus, Pflanzen zu züchten, die gegen das gefährliche Wildfeuer resistent sind. Dies ist dann mit im hohen Maße Aufgabe des Chemikers, dem auch die Untersuchung der Möglichkeit, den Geschmack durch die Chemie zu beeinflussen, obliegt.

Diese Arbeiten und Erkenntnisse des Instituts haben naturgemäß das Augenmerk des Auslandes sehr stark auf den kleinen Ort Forchheim gelenkt. So ist es nicht verwunderlich, daß andauernd Besucher selbst aus den fernsten Ländern kommen und sich mit den Forschungsergebnissen an Ort und Stelle vertraut machen wollen. Die Beziehungen reichen über die ganze Erde, überall hin wandert das Wissen Forchheimer Wissenschaftler und der Samen der von ihnen gezüchteten Tabake; der beste Forchheimer Tabak wächst zum Beispiel in Australien: ein deutscher Auswanderer bekam ihn gewissermaßen als Unterstützung mit. Sehr enge Bande knüpfen das Institut an die ehemaligen deutschen Kolonien; mit den dortigen tabakpflanzenden Deutschen steht Forchheim in sehr enger Verbindung. Der Dank für die vielerlei geleisteten Dienste setzt sich dann um in Geschenke wie wertvolle Sammlungen, alte Bücher, die den Tabak zum Gegenstand haben und andere wertvolle Gaben.

Im zweiten Stock liegt über dem Eingang der große Vortragssaal. Ein Projektionsapparat steht in der Ecke, an den Wänden hängen außer den Bildern der Führer des deutschen Volkes die Bilder um die Landwirtschaft und besonders um den Tabakbau sehr verdienter badischer Männer, wie Neßlers und Freiherrn von Babo. Vom Balkon hat man einen herrlichen Blick über den alten Exerzierplatz bis zum Ort Forchheim, rechts nach Daxlanden, links schließt Wald sich an. Im zweiten Stock liegt noch das mit modernsten Geräten ausgerüstete Photoatelier mit Dunkelkammer — jede Pflanze wird serienweise von verschiedenen Seiten aus aufgenommen; die Aufnahmen wandern ins Archiv — und die in ihrer Art ganz einzigartige Bibliothek. Sie zusammengetragen zu haben ist das ausschließliche Verdienst Direktor Königs und ist das „Allerheiligste" des Instituts; der badische Staat hat sie bereits in seinen besonderen Schutz genommen und sie zur öffentlichen Bibliothek erklärt. Sie umfaßt etwa 5- bis 6000 Bände, und in ihr befinden sich sowohl das älteste Buch, in dem das Wort Tabak zum ersten Male vorkommt, wie auch das älteste deutsche Buch über Tabak. Direktor König erzählt, daß hier Literatur aus allen Ländern vorhanden, und es ist vorgekommen, daß die kubanische Regierung bei ihm nach kubanischer Literatur über den Tabak anfragen mußte und er ihr nicht weniger als 15 Bände benennen konnte. Außer diesen Büchern werden hier sämtliche Zeitschriften über Tabakfragen gesammelt und aufbewahrt; und dann gibt es noch ein gewaltiges Archiv für Urkunden, Gutachten, Anfragen, Veröffentlichungen, die alle den Tabak betreffen. Die deutsche Literatur ist in diesem Archiv nach Fachgebieten gegliedert, und man findet hier alles von der Behandlung der Tabakpflanzen bis zur Anfrage einer ausländischen Regierung, von welcher deutschen Firma man wohl mit Tabakverarbeitungsmaschinen am besten beliefert wird. So ist das Institut nicht selten Mittler für den Export. Aus allen Ländern der Erde kommen Akademiker, die über irgendwelche Tabakfragen ihre Arbeiten machen wollen und betreiben ihre Studien von hier aus.

*

Wieder im ersten Stock betrachten wir uns das chemische Laboratorium. Der leitende Chemiker ist gerade an der Arbeit, Analysen für eine neue Art der Geschmacksbeeinflussung zu machen. Er kann uns aber seine Geheimnisse noch nicht preisgeben, da sie noch nicht geschützt sind. Sonst sieht es aus und riecht es genau, wie in jedem chemischen Laboratorium: Flaschen mit allen möglichen Flüssigkeiten, Gläser, Brenner, Röhren, Schläuche, ein Muffelofen zum Veraschen, Cholorimeter, um aus der Farbbestimmung Schlüsse zu ziehen. Im Nebenraum wird gerade ein Abrauchapparat in Tätigkeit gesetzt; das ist ein sehr merkwürdiges Ding, das durch ein System von wasserdurchflossenen Röhren den Sog des Menschen beim Rauchen nachahmte. Der eingesogene Rauch wird in Gläsern durch Flüssigkeiten absorbiert oder der zu untersuchende Bestandteil chemisch niedergeschlagen.

Das besondere Augenmerk der Chemiker richtet sich naturgemäß auf das Nikotin. Nikotin ist eines der stärksten Gifte, in seiner Wirkung fast dem Blaugas gleich. Rein ist es flüssig und riecht nicht. Im Tabak ist es als wein-, zitronen- oder oxalsaures Salz vorhanden. Durch die verschiedenen Vorgänge beim Rauchen wird aber schon so viel Nikotin unschädlich gemacht, daß das wenige, das in den Mund und von da in den Körper gelangt, wirklich nicht mehr allzuviel schaden kann.

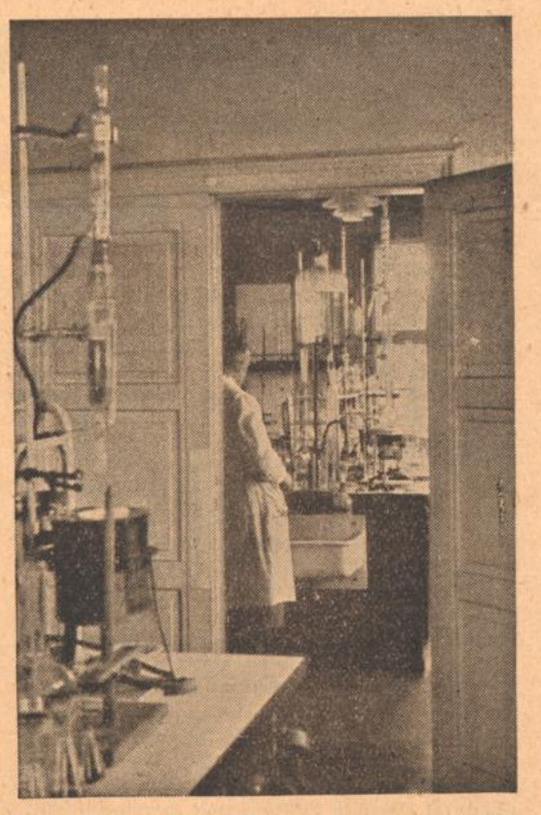
Nun geht es in den Keller. Hier liegen aufgestapelt die Ballen der letzten Ernte, unter ihnen die erste deutsche Ernte von Zigarettentabak. Eine künstliche Klimaanlage sorgt für gleichmäßige Temperatur und gewünschte Feuchtigkeit. Vom hellsten Goldgelb bis zum tiefsten, fast schon schwarzen Dunkelbraun sind hier alle Spielarten des beliebten Krautes vertreten.

Nicht weit vom Haus liegt dann der Raum zur künstlichen Trocknung. Durch eine sinnreiche Anlage wird ein beständiger Luftausgleich geschaffen mit dem sich dann arbeiten läßt; denn die Farbe des Blattes ist sehr stark von der Art der Trocknung abhängig. Man kann ein und dasselbe Blatt durch verschiedene Trocknung dunkel und hell färben. Hier wird auch ein Verfahren angewandt, das für das Gelingen der Versuche von ausschlaggebender Bedeutung sein kann: der Boden, auf dem die Versuchspflanzen ausgesetzt werden sollen, wird hier mit entsäuertem Torf gemischt und gedämpft. Durch die Dämpfung wird er frei von Bakterien und Schädlingen.

Noch weiter vom Haus entfernt liegt der Trockenspeicher, eine restlos moderne Anlage mit Jalousien, durch die die Luftzufuhr geregelt werden kann. Hier werden gerade die Ausstellungsstücke für die „Grüne Woche" in Berlin fertig gemacht. Denn jetzt, nachdem die Züchtung deutscher Zigarettentabake, die — wie eine Rauchprobe überzeugt — wirklich nicht schlechter als die echten orientalischen sind, gelungen ist, gilt es die Ergebnisse der Forschung zu propagieren, die Tabakpflanzer von ihren Vorteilen und ihrer Güte zu überzeugen und hier harrt der Männer vom Institut noch eine schwere Aufgabe; denn der Bauer ist konservativ und es gibt beim Anbau der neuen Sorten vieles zu beachten. Auch die Industrie steht den Forschungsergebnissen noch skeptisch gegenüber. Direktor König ist aber fest überzeugt, daß sich die Produktion des Zigarettentabaks durchsetzen wird und zwar nicht nur in Baden, sondern in allen deutschen Ländern mit geeignetem Klima; und ihrer sind viele.

Hinter dem großen Trockenspeicher liegen die Keimbeete, jetzt leer und verlassen, und die künstliche Sonnentrocknung; mittels heißer Steine wird hier dem Boden eine gewisse Temperatur gegeben, die die Sonne ersetzt. Von hier gelangen wir zu einem Gebäude, das in Europa einzig dasteht und zu dem Direktor König die Anregung aus Brasilien holte: das neue Trockenhaus. Grob ausgedrückt ist das ein einziger großer Backofen. Vier Zellen werden durch einen Kanal aus einer gemeinsamen Heizungsanlage nach Wunsch erhitzt; gleichzeitig wird ihnen die gewünschte Feuchtigkeit in Form von Dampf zugeführt. Hier ist nun jede Art von Trocknung möglich.

Das letzte Gebäude ist das Gewächshaus. Hierfür werden besonders wertvolle Pflanzen über Winter gebracht. Zwischen dem Gewächshaus und dem neuen Trockenhaus liegt der botanische Garten; jetzt auch nur ein Trümmerfeld; hier blühen im Sommer alle Ver-

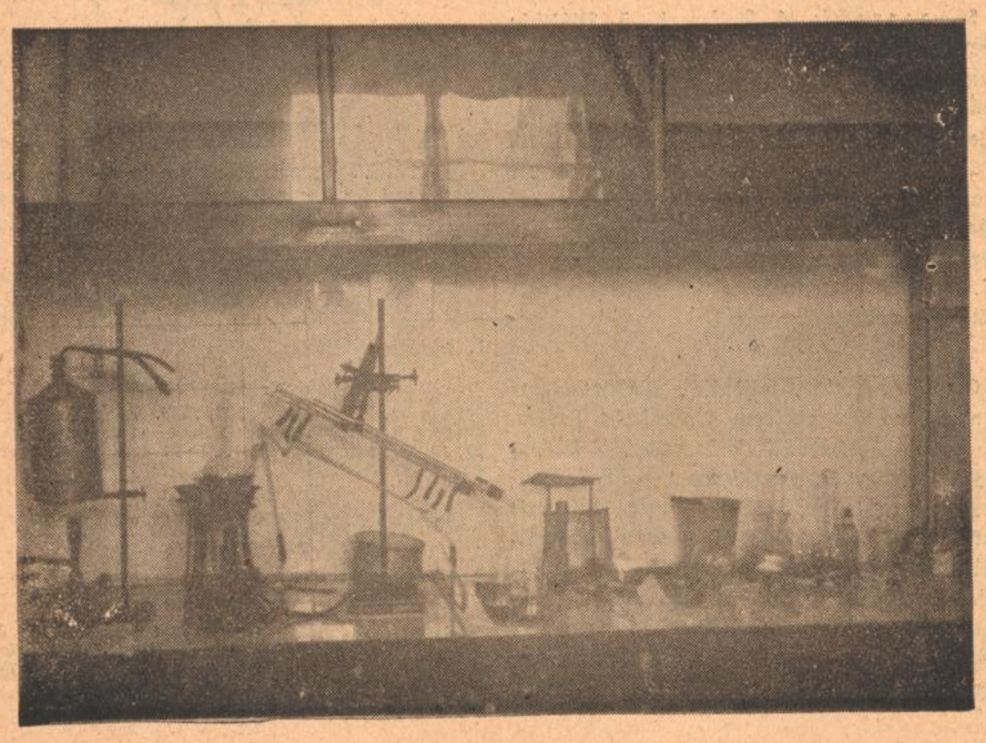


wandten des Tabaks und werden auf ihre Nutzbarmachung für den deutschen Tabakbau geprüft.

Wieder im Haus, sehen wir uns noch das botanische Laboratorium an. Hier interessiert besonders eine neue Art der Präparation: in feuchtes Papier wird mittels einer Golddruckpresse das Blatt oder die Blüte gepreßt, so daß sie vollkommen in das Papier eindringt und mit all ihren Farben und Konturen erhalten bleibt. Schließlich machen wir Schluß im Laboratorium des Züchters. Seine Aufgabe ist es, kurz gesagt, zwischen der Fertigwaren und der Pflanze die Beziehungen aufzudecken und aus ihnen Schlüsse zu ziehen für die Zucht von Pflanzen mit gewünschten Eigenschaften. Er verficht vor allen Dingen die Forderung, daß man nicht die Ergebnisse der Zucht auf dem Forchheimer Felde als endgültig ansieht, sondern die gezogenen Pflanzen an ihren Ursprungsort zurückbringt, um sie sich unter den veränderten Verhältnissen bewähren zu lassen.

Der eingehende Besuch dieser deutschen Forschungsanstalt vermittelt einen starken Eindruck von der bahnbrechenden Arbeit die hier geleistet wird. Die in der kurzen Zeit bisher erzielten Erfolge stärken die Hoffnung, daß das Wissen und Können deutscher Forscher und deutscher Aufbauwille sich hier wieder einmal die Welt erobern werden.

Paul Schröter.



Der kleine Obsthändler / Von Josef Friedrich Perkonig

Frau Tonelli, die Wäscherin von Maderno, liegt auf der Bahre. Jetzt ist sie bei ihrem Mann, Giusto Tonelli, deshalb betrachten die Leute mitleidig den kleinen Giacomo, da der zwölfjährige magere, braungebeizte Knabe zu Füßen der toten Mutter sitzt und die wolligen Haare seines immer wieder knurrenden Hundes streichelt.

„Du wirst zu uns kommen, Giacomo", meint eine barmherzige Frau.

Giacomo legte seine kleine, schmutzige Hand — ach, keine Mutter hatte ihn am Morgen zu Wasser und Seife gedrängt — auf den Hund und zischt zwischen den Zähnen heraus; seine Stirn ist dabei voll Falten. Er weiß wohl, daß keine noch so laute Stimme die Mutter erwecken kann, auch wenn die Musikanten auf den Stufen der Kapelle hier säßen. Aber soll er den zudringlichen Leuten, die ihn alle für sich haben möchten, ins Gesicht sagen, daß er nicht um das tägliche Brot betteln will. Die Scarpi, Romanelli, Gurato, Mione können selber nicht fett werden. Niemand soll einmal behaupten können, daß er dem Giacomo Tonelli etwas geschenkt habe. Bis die Mutter begraben ist, muß er den Hunger verbeißen, denn er möchte nicht aus der Kapelle fortgehen, und er weiß auch nicht, ob er daheim in der Tischlade etwas finden würde. Und wenn ihn jemand fragt, ob er wohl gegessen habe, nickt er tapfer. Am zweiten Tag kommen ihm dabei doch die Tränen, aber jeder glaubt, das sei die Trauer für die Mutter.

Nach dem Begräbnis nimmt ihn der Pfarrer in sein Haus, er stellt vor den Knaben Milch und weißes Brot, aber Giacomo berührt keines von beiden.

„Willst du nicht essen, Giacomo? erkundigt sich der Pfarrer, der den Knaben von der Schule her wohl noch zu kennen meint, vorsichtig.

„Ich bin nicht hungrig", dankte Giacomo, und ein Schluchzen irrt wie verspätet hinter seinen Worten nach.

„Das ist aber schade", bedauert der Pfarrer beiläufig. „Nämlich deine Mutter hat mir das Geld für das Begräbnis gegeben. Aber es waren einige Lire mehr, weil sie wollte, daß du weißt, wo du in der ersten Woche wenigstens Milch und Brot bekommen kannst.

„Milch und Brot kann man ja immer essen, wenn man auch nicht hungrig ist", antwortete Giacomo verlegen und trinkt dann gierig die Milch. Das Brot steckt er in die Tasche. Der Pfarrer möchte mit ihm auch über die Zukunft sprechen. Es wird schon irgendwie werden", weicht der Knabe aus. „Das ist zu unsicher, lieber Giacomo. Ich könnte dich zum Beispiel in ein Waisenhaus bringen."

Giacomo wird krebsrot im Gesicht.

„Nie", schreit er den hochwürdigen Herrn an und erschricket dann gleich vor sich selber so, daß er todblaß dem Pfarrer die Hand küßt.

„Der Vormund in Verona wird sich bald melden".

„Schicken Sie mich nicht von hier fort", fleht Giacomo.

„Gut, du kannst auch in Maderno bleiben".

„Die Gemeinde wird dich einer Familie zur Pflege geben. Der Senator Conci wird es freilich nicht sein".

„Vielleicht kann ich selber verdienen. Darf ich dann in unserer Wohnung bleiben?!"

„Denk einmal nach, Giacomo. Deine Mutter wollte immer schon aus dem finsteren Loch ausziehen. Sie ist darin krank geworden. Du wirst auf jeden Fall in ein besseres Zimmer kommen".

„Mir ist das unsrige schon hell genug".

Da widerspricht der Pfarrer nicht mehr.

Am nächsten Vormittag fehlt Giacomo in der Schule. Er wartet währenddessen im Municipio geduldig, bis die Reihe an ihn kommt, daß er zu dem Schreiber hereintreten darf. Er kennt ihn gut, aber obwohl er ihn manchmal betrunken gesehen hat, spricht er seine Bitte doch nur ängstlich und leise aus.

„Was willst du? Einen Obststand auf dem Platz?" staunt der Schreiber.

Giacomo nickt furchtsam.

„Es sind ja schon drei da".

„Ich werde ihnen das Geschäft nicht verderben. Ich werde einen ganz kleinen Stand bauen. Wieviel Obst kann man auch auf zwei schmale Bretter legen? Ein paar Orangen, ein paar Bananen, das ist alles".

„Die drei Obsthändler werden sich beim Podestà beschweren".

Giacomo schüttelte den Kopf.

„Das werden sie nicht tun, ich kenne alle drei. Crispi ist ein guter alter Mann, ich habe ihm oft Tabak geholt; Zeno ist ein Spaßmacher, er kann am weitesten spucken; und Tonio, er wird vielleicht zu erst ein wenig schimpfen. Aber soll er nicht zornig sein, wenn sie ihn in Tripoli zum Krüppel gemacht haben? Ich wäre noch viel schlimmer".

„Wie alt bist du?"

„Zwölf vorüber".

„Aber da mußt du ja noch in die Schule gehen".

„Das ist es ja, sehen Sie, Herr, weswegen die anderen drei nicht schimpfen werden. Wenn ich nach der Schule meinen Stand aufstelle, haben die Leute ihr Obst ja schon gekauft. Ich werde nur aus Zufall ein Geschäft machen".

Der Schreiber stimmte gerührt zu.

„Du kannst deinen Stand aufmachen, Giacomo Tonelli. Rechts vom Tomio. Ich werde es dem Podestà melden".

Als der Knabe unter dem Fenster vorübergeht, ruft ihm der Schreiber noch nach:

„Du hast fünfzig Centesimi hier auf dem Tisch vergessen!"

Aber Giacomo dreht sich nicht um, seine Haltung verrät, daß er die Stimme nicht auf sich bezogen habe. Er streicht bis zum Abend an jedem Gerümpel des Ortes vorbei und findet da und dort eine Latte oder ein Stück Brett. Bei dem Tischler Rosei kauft er sich zwei Stangen um fünfzig Centesimi. Nun ist die Lira, die ihm ein Fremder für eine Führung geschenkt hatte, völlig ausgegeben, aber nach seiner Meinung richtig und gut angelegt.

Die ganze Nacht hämmert er in seinem Zimmer, und einige Nachbarn fürchten, daß sich nun der Vater zu melden beginnt. Sie hören erst nichts mehr von dem Knaben, als er mit Tinte und gelbem Pappdeckel ungleichmäßige, schiefe Buchstaben malt: Giacomo Tonelli, frutti vendoli. Obsthändler, wie schön und selbständig das klingt.

Am nächsten Tag rücken seine Kameraden in der Schule von ihm fort, er ist ihnen so seltsam fremd geworden. Giacomo trägt andere Dinge in seinem Kopf herum als das Kartenspiel mit ihnen: ob die vier Füße seines Standes wohl ordentlich stehen werden, ob ihn kein Wind umwerfen kann?

Aber er wackelt nicht einmal in der starken Ora, und die ist ein Wind, der sich gewaltig in die gelben und roten Fischersegel legt. Crispi, Zeno und Tomio sind gar nicht verwundert, daß sie einen vierten Bruder bekommen— der Schreiber hat am Vormittag lang genug in sie hineingeredet. Nur Tonio mault etwas Unverständliches daher; wahrscheinlich ist es ein Spott auf den winzigen buntzusammengeflickten Stand. Leinwanddach hat der keines, und das versöhnt Tonio, denn weder in der Sonne, noch im Regen kann Giacomo lange stehen.

Aber alle Fremden gehen an den drei alten Ständen vorbei und kaufen bei Giacomo, und da kommen auch Leute, die sonst nie eine Orange nehmen, oder solche, die bis jetzt bestimmt nicht wußten, wie eine Banane schmeckt. Der rauchende Crispi sagt freilich nicht, daß er dem Kleinen die Orangen bis zum Abend geliehen hat, und der schmunzelnde Zeno verrät nicht, daß seine Bananen zum niedrigen Zwergenstand hingewandert sind. Nur Tomio spürt die Galle auf der Zunge.

Wie kommt der Junge, fragt er sich am zweiten und dritten Tag, zu den schönen Limonizweigen? Die Fremden reißen sie ihm förmlich aus der Hand. Wer ist denn sein Lieferant, wo doch die alten Obsthändler seit jeher vergeblich die Limonettibesitzer von Maderno um die Zitronenzweige mit den Früchten im Laube bitten? Nicht um großes Geld sind sie zu erlangen, und der Bub da verkauft gleich am zweiten Tag noch mehr Zitronen und Blätter am frischen Zweig.

Für einen alten Soldaten, der im afrikanischen Sand schlauen gefährlichen Füchsen nachspüren mußte, ist es nicht schwer, hinter einem Knaben her zu sein. Schon in der zweiten Nacht kennt der hämische Tonio den heimlichen Lieferanten Giacomos, und er zögert nicht, gleich am Vormittag bei Senator Conci in Fasano Einlaß zu begehren. Vor Herrn Conci verbeugt er sich unbeholfen; drei gebrochene Rippen, die schlecht verheilten, machten ihn im Feldzug zuguterletzt noch steif.

„Ihre Limonette in Maderno wird bald wieder leer werden, Herr Senator," beginnt er ohne weitläufige Zeremonien.

Der alte Mann mit den blinzenden Augen im fetten, roten Gesicht, der einige tausend Zitronen leicht verschmerzen kann, denkt sich von dem Eindringling:

Wahrscheinlich ein gestörter Dieb, den jetzt ein zweiter nachahmt, und der sich nun rächen möchte.

Und da er den anderen oben angedeuteten weder kennt noch zur Hand hat, den einen aber, der eine sichere Belohnung erwartet, leibhaftig vor sich zu haben wähnt, so brüllt er ihn halb scherzhaft, halb ernsthaft an:

„Marsch hinaus, du Lump, sonst wirst du mir die gestohlenen Limoni bezahlen." Tomio entfernt sich gekränkt und würdevoll.

Herr Conci aber freut sich der leicht erregenden Abwechslung, steckt einen Revolver zu sich und geht auf dem Höhenweg nach Maderno. Er kommt zugleich mit der Nacht in seinem Zitronengarten an.

Und nun wartet er zwei Stunden lang, bis er leises Scharren an der Mauer vernimmt. Auf einmal hört Herr Conci einen dumpfen Sprung in Erde. Eine kleine Gestalt schleicht auf Tierpfoten näher. Plötzlich kann sich der Senator nicht mehr bezähmen, er tritt aus dem Baumschatten in den Schein, der vom dichtbesternten Himmel stammt. Ein alter und ein junger Mensch starren sich verwundert an.

„Wie kann ein so alter Mann stehlen?" fragt Giacomo in ehrlichem Staunen.

„Warum arbeitest du nicht?" fragt der Knabe hartnäckig?"

„Du wirst auch einmal ein alter Dieb werden", sagte der Senator.

„Ich nicht, ich nicht, mein Lieber. Ich brauche die Limoni nur jetzt für meinen Stand, bis mir der Onkel in Verona Geld leiht. Ich habe ihm geschrieben, sein Brief muß bald kommen. Dann werde ich dem Senator Conci zehn Lire schicken, ohne meinen Namen."

Warum gehst du nicht zu ihm nach Fasano und bittest um die Limoni?"

„Ich lasse mir nichts schenken. Er würde mich wahrscheinlich auch hinauswerfen."

„Kennst du ihn?"

„Ich kenne ihn nicht, er ist immer in Rom. Aber die Leute reden viel von ihm. Es wird schon stimmen."

„Faß deinen Sack voll", sagt nach einer Weile der Mann, „du kannst durch die Tür gehen. Ich werde sie übrigens offen lassen, damit du morgen leichter hereinkommst."

Er geht einige Schritte fort. Da hält ihn der Knabe am Rock zurück.

„Nimm nur du auch die Limoni, wir haben beide genug, und dem Senator bleiben noch immer viel übrig . . ."

Dann seufzte er leise.

„Du darfst nicht böse sein, daß ich das früher sagte . . . Es wird wohl so sein, daß manche Leute immer stehlen müssen."

In diesem Augenblick beschließt Herr Conci, am nächsten Tag zum Podesta von Maderno zu gehen.

Konzert zu Zweit zur Biedermeierzeit
Scheerenschnitt von A. Preuß.

Tagwerden im Winter

Von Walter C. F. Lierke

Die lange Nacht fraß tief sich in die Stadt
und läßt nur späte Straßenlichter brennen.
Ein Himmel, der nicht Mond noch Sterne hat,
ist schwarz vom Klump der Häuser kaum zu trennen.
Kahl frieren Bäume hin am Trottoir.
Sie ragen auf, die magern Aeste greifen
dorthin, wo tags das Grau der Wolken war
und manchmal gelben Scheins ein zager Streifen.
Ein Kirchturm ruft die Stunde zum Rapport,
die finster schlief. Der harte Glockenschlag
rüttelt sie wach. Bald schläft sie wieder fort
ins schwere Dunkel. Und es wird nicht Tag. —
Bis dann der Morgen, der nur Morgen heißt,
als Rasseln einer Weckuhr Menschen weckt:
Kalt ist das Zimmer, Fenster sind vereist,
die Dächer von der Früh mit Reif beleckt.
Erst später, wie ein Schwimmer, der tief tauchte,
kämpft sich die Sonne hoch und leuchtet matt
und hinter Dünsten über die verrauchte,
rußgraue, winterlich verhängte Stadt.

Modegedanken zur Zeit / Von Freia Bergenthun

Mode ist Gesinnungssache!

Mode selbst kann nicht von einer Führung her bestimmt werden. Sie muß und wird der Ausdruck des jeweiligen Stilempfindens der Zeit bleiben. So etwas kann nicht befohlen werden. Mode ist auch nicht mehr „Die launische Frau Mode", die diktiert und sich von Willkür leiten läßt. Mit Vernunft ist ihr auch nicht näher zu kommen, ebensowenig wie Gesinnung im Grunde genommen etwas mit reiner Vernunft zu tun hat. Modegesinnung ist etwas, was man groß werden lassen, was innerlich heranreifen kann, wenn die Voraussetzungen zur Erfüllung geschaffen wurden.

Und wie schaffen wir uns einen Raum für deutsche Modegesinnung? Wir müssen zunächst umlernen und Mode mit neuen Augen ansehen. Je mehr Frauen in sich gefestigt die wahren deutschen Werte wieder in sich gefunden haben, desto offener bekennen sie sich zu einer Lebensart, die aus einer ehrlichen Gesinnung erwächst. Von dieser Gesinnung, die eng mit dem Charakter verbunden ist, müssen wir uns auch in der Mode führen lassen.

Mode und Zweckmäßigkeit!

Zweckmäßigkeit ist die Forderung in der deutschen Kleidung. Aber auch hier müssen wir wissen, daß Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit nicht das Gleiche sind.

Die Zeit der Sachlichkeit haben wir selbst erlebt und kennen sie noch zu genau, als daß eine näher begründete Gegenüberstellung notwendig wäre. Nur an eins wollen wir noch denken. Was für eine Linie zeigte die Kleidung in der Zeit der Schlichtheit? Wir brauchen ja nicht weit zurückzudenken, und können uns trotzdem keiner Mode erinnern, die durchaus sachlich gewesen wäre. Mode und Sachlichkeit? Wir müssen erkennen, daß diese beiden Begriffe nicht vereinbar sind. Mode, noch dazu die damals von Paris propagierte Mode, kann nicht sachlich sein. Daraus ersehen wir aber, daß die Sachlichkeit kein von der Natur aus begründetes Gesetz ist, denn sonst müßte es auf alle Funktionen unseres Lebens anwendbar sein.

Zweckmäßigkeit und Mode aber ergänzen sich. Mode, mit der Forderung Zweckmäßigkeit, schafft uns die tragbaren und immer kleidsamen Kleider und Mäntel.

Zweckmäßigkeit in der Mode entsteht: Wenn wir verschiedene Modewerte kennen lernen und erfassen. Aus diesen vereinigten Modeideen kristallisiert sich im Laufe der Zeit das heraus, was gegen die Erfordernisse, die das Alltagsleben an die Kleidung stellt, standhalten kann. Es ist eine Zweckverbindung von geschmackvoll schönen, modischen und dauerhaften Modewerten. Ueberhaupt alles, was nur so scheint als ob ... das hat seine Berechtigung verloren und wird im Leben wie auch in der Mode bekämpft.

*

Kleinigkeiten, auf die es ankommt.

Der Reiz einer geschmackvollen Kleidung hängt zum größten Teil von den Kleinigkeiten ab. Sie zeigen in ihrer Auswahl, ob die Trägerin den letzten feinen Geschmackssinn hat oder nicht. Denn es kommt bei den notwendigen kleinen Dingen immer auf das „Wie" an. Eine Frau mit Geschmack wird diese Kleinigkeiten immer lieben und stets neue Möglichkeiten und vielseitige Verwendbarkeit der einzelnen Teile suchen. Dabei darf keinesfalls der Gesamteindruck des Kleides verdrängt werden. Das Auge des Beschauers darf nicht nur vor dem Aermel, von der Kragengarnitur, dem Gürtel angezogen werden, sondern die Kleidung muß immer wie eine Kleidkomposition betrachtet werden. Jede Linie, jede Betonung darf nicht willkürlich gewählt sein. Die Schleife, der Gürtel, das Capechen müssen irgendwie eine Berechtigung aufweisen können. Auch Mode darf nicht willkürlich empfunden sein und in der Praxis willkürlich behandelt werden. Darum wollen wir uns auch oft mit den modischen oder auch zweckmäßigen Kleinigkeiten beschäftigen, um uns auf dem schwierigsten modischen Gebiet zu üben. Die Kleinigkeiten sind wie Glanzlichter, die wir unsrer Kleidung nicht aufsetzen, sondern einfügen, die aber nie allein aus sich heraus leuchten dürfen, sondern immer nur in Verbindung mit dem Ganzen.

Handgewebte Stoffe und Mode

Weben ist eine alte Volkskunst, die heute wieder auflebt. Jedes Kind in der Schule lernt die Grundbegriffe der Handweberei kennen. Diese alte Kunst ist für den Maschinenzeitmenschen ein neues Geschenk, das wir alle schätzen sollten. Die Freude an handwerklicher Arbeit kann uns keiner rauben. Und wir sollen diese einmal wieder aufgelebte Freude pflegen, indem wir die handgewebten Stoffe in unser tägliches Leben miteinbeziehen, und uns ihre praktische und schöne Verwendbarkeit zunutze machen.

In allen Gegenden Deutschlands finden die Landfrauen wieder zum Webstuhl und Spinnrad zurück. Sie wollen sich neben den eigenen Bedarf an Stoffen auch einen Erwerb schaffen. Neben den Landfrauen bringen große deutsche Handwebschulen die uralte Volkskunst wieder zu hoher Blüte.

Darum sahen wir auch in den letzten Wochen und Monaten in fast jeder Ausstellung, jeder Modell- und Modenschau immer wieder die von edelster Kultur zeugenden handgewebten Stoffe. Es ist ganz natürlich, daß dieses für uns doch wieder neue Material in der modischen Behandlung eine ganz andere Verarbeitung und Lösung verlangt, wie der maschinell hergestellte Stoff.

Die einfache und gerade Schnittform ist bei jedem Kleidungsstück Grundbedingung. Denn das Material ist wertvoll und in der Musterung so außergewöhnlich, daß es allein wirken muß. Dann aber gibt es ganz besondere Effekte, die eben nur mit handgewebten Stoffen erzielt werden können. Das ist die originell gelöste Webkanten- und natürliche Fransengarnierung, die von der aufgelegten Kette bestimmt wird.

Es darf auch nicht vergessen werden, daß der handgewebte Stoff alle die anderen Stoffe an Haltbarkeitsdauer übersteigt. Sie müssen also auch so gearbeitet werden, daß sie eigentlich immer modern sind. Daher dürfen wir uns nicht so sehr von den Neuheiten beeinflussen lassen, und doch müssen sie unserem Modebild angepaßt sein.

Wir sehen, die Frage der handgewebten Kleidung ist gar nicht so einfach zu lösen. Die Frage wird aber in dem kommenden Modegeschehen an jede Frau herantreten und die handgewebten Stoffe sind es wohl wert, daß sie mit ganz besonderer Liebe und richtigem Verständnis behandelt werden. Der edelste Stoff verliert an äußerlichem Ansehen, wenn er falsch angewandt wird.

Friseur und Mode

Es wäre interessant, einmal eine Rundfrage ergehen zu lassen, um festzustellen, ob die Mehrzahl der Frauen heute den Bubenkopf oder den Knoten für die deutsche Frau wünscht.

Die alte und die neue Zeit haben sich die Hand gereicht. Und darum wird der Bubenkopf neben dem Zopf bestehen bleiben, wenn beides mit Geschmack und Anmut getragen wird. Wir wollen dem Zopf, dem Knoten neue Wege weisen, in denen er auch uns Aelteren, die die Bequemlichkeit des Bubenkopfes einmal kennen gelernt haben, zufriedenstellt.

Wir wollen aber auch, und das ist das Grundlegende in der deutschen Frisurenfrage, unsere Frisurenideen nicht von einem Antoine-Paris beziehen. Diesem Herrn, der in seinen Glasräumen, niemals geeignete Frisuren für eine deutsche Frau erfinden konnte, weder für die Filmgröße, noch für die einfache deutsche Frau. Und doch ahmte ihm allein die deutsche Frisurenwelt nach. Von diesem Frisurenbeherrscher wollen wir uns frei machen, wollen einmal, ohne immer nach draußen zu schielen uns mit dem Wesen des Gesichtstyp der deutschen Frau beschäftigen, dann werden uns schon kleidsame und schöne Frisurenmoden eigene Wege weisen.

*

Deutsche Mode verlangt viel Natürlichkeit. Mode ist ein so weitgreifendes und wirtschaftlich-bedeutungsvolles wie psychologisch-empfindliches Gebiet, daß nur die Berufensten in der Umgestaltung eines deutschen Modeschaffens sich beteiligen dürfen.

Deutsche Mode ist Gesinnungssache — und darauf aufbauend wird sie den Weg zur deutschen Frau finden.

Der Weg zurück

Von Minni Brieslander.

Man sprach gar viel von der „Frau von heute", dieser vielseitigen, vielkönnenden, dichtete ihr allerhand „Tugenden" an. Gleichberechtigung, Unabhängigkeit, Selbständigkeit waren die tönenden Worte, mit denen man sie der Oberflächlichkeit des Tages preisgab. Zum Rivalen wurde ihr der Mann. Dies Nebeneinander-, wenn nicht sogar Gegeneinanderstehen, nannte man großsprecherisch „Kameradschaft", in die sich zuweilen sogar etwas Feindliches hineinschlich, geboren aus falsch geleitetem Ehrgeiz und blutloser Erfolgssucht. Auf jener platten Ebene gab es keine Höhen und keine Tiefen mehr, kein Empfangen und Sichverschwenden.

Nun sind wir wieder zur Besinnung gekommen und suchen den Weg zu uns selbst — den Weg zurück!

Wir wollen wieder besinnlich werden, träumen von der Unendlichkeit einer großen Liebe, unserem Instinkt folgen, der mehr gilt als Klugheit und Vernunft. Wir wollen die Liebe begreifen als ein Sichverschenken, ein bedingungsloses Verlieren an den andern; nicht mit kühlbemessener Vernunft Rechte und Pflichten wägen.

Die Frau als Urwesen, nicht als modernes Zeitgeschöpf, will nicht herrschsüchtig sich im Mittelpunkt sehen. Untertan einem starken männlichen Willen möchte sie ihm folgen, dienen, dann erst fühlt sie sich verstanden, erfüllt. Lob der Unabhängigkeit! Was war es anderes, als ein geräuschvoller Begriff für die Leere eines unbefriedigten Daseins. Gleichen wir nicht alle dem Kätchen von Heilbronn? Lieben wir nicht auch nur, wo wir bewundern können, ihn den starken, den mutigen, führenden?

Nur aus unserer weiblichen Hingabe gelangen wir zur höchsten Berufung, der Mütterlichkeit, und durch diesen unversiegbaren Born des Reichtums können wir dem Manne Heimat sein, Ruhe und Zuflucht.

Das letzte Jahrzehnt hat aus der Frau einen schablonenhaften Modetyp gemacht und das zeitlose, immerwährende, ewige ausgeschaltet. Es blieb ihr keine Zeit, dem Inneren zu lauschen. In der Jagd nach eingebildeten Werten lebte sie in einer Art Selbstbetäubung und in aufgedrängter Geschäftigkeit wurde sie betrogen um ihre Erfüllung.

Was bedeutet nun der Weg zurück? Nichts anderes als wieder da zu sein für den Mann; seine Gedanken zu empfinden und zu gestalten, vorauszufühlen instinktsicher, wenn ihn erst die vollendete Tatsache zum Erkennen bringt. So —nur so, werden wir durch seine kraftbringende Liebe uns zu seinem Wunschbilde formen. Denn die echte Frau wird durch ihre Anpassungsfähigkeit immer sein Geschöpf — darin liegt ihre Schwäche, aber auch ihre Kraft und — ihr Glück.

Die Frau am See

Annette von Droste-Hülshoff zum Gedächtnis

Deutschlands größte Dichterin — so nannte sie schon Detlev von Liliencron — war Westfälin. Doch man denkt sie sich zurück — an den Bodensee: ins alte Schloß am Meer, darin sie mit den Sagen umging wie mit Träumen. Wo die Verse ihr wie aus dem Boden des Märchens selber wuchsen, aus einer unbeschreiblich schönen Landschaft, die das Signum ältester deutscher Geschichte trägt.

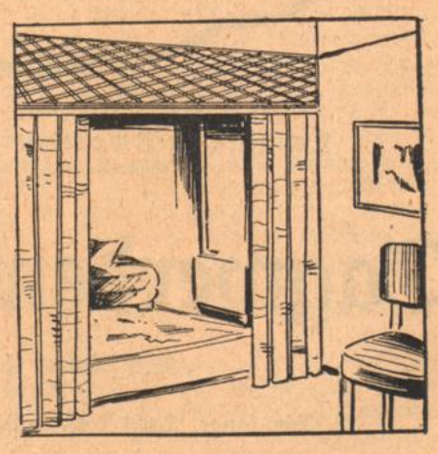
Verwittert, zeitengrau, vom Geiste der Vergangenheit umschattet, vom vierkantigen Würfel des Dagobert-Turms wuchtig gekrönt, thront Deutschlands älteste Burg, hoch über dem schmalen Dächergewirr der kleinen Stadt; tief wächst der Wein hinab zum „Schwäbischen Meer" und drüben ragen rings um den silbernen Säntis die Schweizer Berge in granitener Kette. Sie kennt den Blick auf den See, sie liebt die Majestät des Säntis, den sie in vielen Versen huldigend umwirbt. Sie liebt Kastaniengeleucht vor ihrem Fenster, das Abendläuten aus der Stadt, den Mondschein, wenn er den See in ein verschollenes Silber kleidet . . ., sie läßt den Sturm, der dröhnend herfegt, in ihren blonden Haaren zausen, es trinkt ihr Atem, Blick und Herz lebendigen Duft der Landschaft und den geheimnisvollen Ruch vermodernden Gemäuers. Und alles, was an sie aus Stille und Verschweben, aus Dämmerung und Mitagsglast, aus Einst und Immer kommt, wird Vers und Lied. Alles übersetzt sich bei dieser Zarten und Zerbrechlichen in das Gefühl, und dieses Gefühl wird Aussage; sie ist wie eine Harfe, die immer klingen muß und dieser Klang ist ohne Dissonanz. Er wird von der harmonischen Ausgeglichenheit einer aus tiefstem Grunde gläubigen und in sich selbst ruhenden Seele getragen. Es schwingt in ihm der lebendige Puls empfundener Gegenwart, die Dankbarkeit für das Gewesene, auch wenn es mehr an Schatten hatte als an Helligkeit. Denn auch die Schatten wurden nichts als Verse und welkten nicht ihr Herz — es blühte aus sich selber. Sie wußte um Kämpfe und sie kannte Verzicht und Trennung. Der Tod nahm ihr von der Tafel ihres Lebens Gast um Gast, und das Leben tat es ihm nach.

Dieser rege Geist, dieses kluge leidenschaftliche Herz wohnten in einem überzarten kränklichen Körper, der sie zur Stille und zum Für-sich-bleiben zwang.

Auf der alten Meersburg reiften, glühten und verglommen die letzten Jahre. Bei Schwager und Schwester, tief in die Traulichkeit dreier winziger Zimmerle geborgen, mit dem schönsten Blick über einen Fleck Erde, den Gott wie seinen Garten gesegnet, bei alten Bildern und geliebten Briefen, unter dem Aufstieg und Verzicht einer Freundschaft, deren Enttäuschung sie nie verwand — und um sie halten alte Ahnenbilder Wacht, dämmern in den ewigen Steinen modernde Verließe, gehen die Gespenster der alten Merowingerfürsten um, prunkt hinter vergilbten Wänden Hohenstaufenpracht . . . schreitet Konradin, der Blonde, Junge, Parsival und Letzter unter seinen Ahnen über die verstummten Stiegen, reitet mit dem Freund über die Zugbrücke, und der See flimmert ihm die letzten Grüße nach — und die goldene Gnadenmutter in der Schloßkapelle, darin es wie ein Ruch von Purpur und von Gräbern nistet, weiß es mit dem Lächeln ihrer Schmerzen, daß er niemals wiederkommen wird. Bischofswein aus dem Gewölbebrunnen, eingemauerte Gebetsnische, letzte Zuflucht der Bedrängten, da sie draußen schon die Wälle stürmten, Rittersaal in dunklen Quadern, schwergeschnitzte Königsstühle, Staub erloschener Geschlechter dämmert um die alten Türme; die kein Sturm zerbrach, lassen sich von Rosengarn umflechten. Rotes Weinlaub steigt wie goldenes Blut zu wuchtigen Fenstern hoch. Und Kastanienlaub umschimmert noch die Stube und schickt letzte Lebensgrüße an das schmale Bett, darin ein kleines Edelfräulein starb.

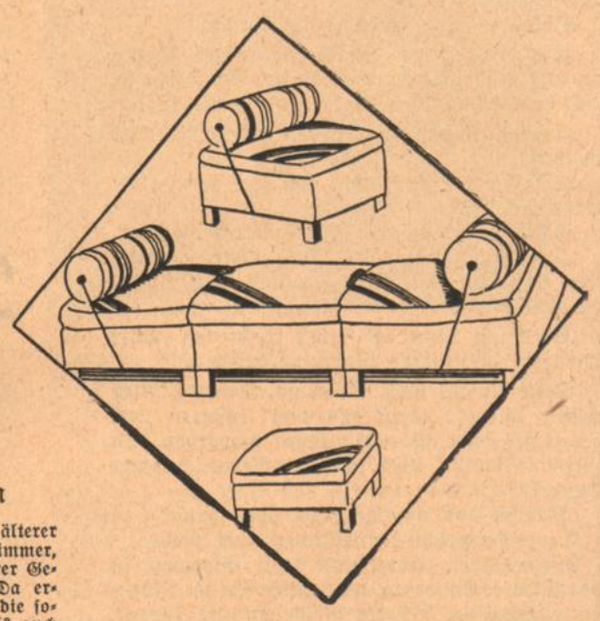
Karin Holm.

Praktische Winke im Bild



Das Gitter im Wohnraum

Sehr oft ergibt sich heute bei der Umwandlung älterer Wohnungen die Notwendigkeit, die Höhe der Zimmer, die wir früher so sehr liebten, zu Gunsten größerer Gemütlichkeit ganz oder teilweise zu beschränken. Da erinnert man sich wieder der Gitter und Paneele, die sowohl im Stande sind, eine Wand aufzuteilen, als auch in wirklich anmutiger und logischer Form allzu hohe Türen zu modernisieren. Will man eine Nische machen, ohne sie schwerfällig vom Zimmer abzuschließen, hilft ebenfalls ein Gitter aus Holz oder Eisenstäben.



Das teilbare Sofa

hat mancherlei für sich. Wir lieben heutzutage die unveränderliche Zimmereinrichtung nicht sehr, ausgenommen sind nur eingebaute Schränke, von denen man nicht genug haben kann. Sonst liebt man es, schon weil man viel weniger Räume zur Verfügung hat, den einen Wohnraum sich selbst und den Besuchern durch Verstellen der Möbel immer neu zu gestalten. Was in der Nacht ein gutes ehrbares Bett sein kann, mag am anderen Tag eine Garnitur Sessel darstellen, auf denen sich die Teegäste zwanglos gruppieren.

Für unsere Kleinsten

gehört die Schürze zu den unentbehrlichen Kleidungsstücken. Allerdings soll man sie nicht nur als Schutz für die guten Kleider ansehen, sie sollen auch gleichzeitig sowohl in der Form wie in Farbe und Stoff so sein, daß die Kinder auch damit niedlich bleiben. Wir zeigen hier drei Modelle, die jede Mutter leicht selbst herstellen kann und an denen die Kinder ihre Freude haben werden.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg